

DAS THEMA: HILFSEINSÄTZE IN KRISENREGIONEN

Wenn die Entwicklungshelfer zu Gejagten werden

Die gute Absicht ist keine Garantie fürs Überleben mehr. 67 Tote, 115 Schwerverletzte und 92 Entführungen alleine 2012. Reportage aus einem Trainingscamp.

VON PHILIPP HEDEMANN

Wildflecken. Menschen in Not zu helfen, wird immer gefährlicher. Alleine im Jahr 2012 wurden 67 Entwicklungshelfer bei Anschlägen getötet, 115 schwer verletzt und 92 entführt. Am Tag der Humanitären Hilfe (Dienstag, 19. August) wird ihrer gedacht. Um die Leben ihrer eigenen Mitarbeiter besser zu schützen, trainiert die Hilfsorganisation World Vision für den Ernstfall auf einem Truppenübungsplatz der Bundeswehr. Auch unser Reporter recherchiert häufig in Krisengebieten. Er hat das Training mit den Entwicklungshelfern absolviert.

In einem fiktiven Land

„Wenn Du mich noch ein mal an guckst, steche ich Dir die Augen aus“, brüllt der Typ mit dem riesigen Messer in der Hand. Neben ihm stehen zwei Maskierte und richten ihre Kalaschnikows auf mich. Kurz darauf unterschreibe ich ein Geständnis, dass meine Kollegen an Massenvergewaltigungen beteiligt waren. Ich bin in der Gewalt von Rebellen in Ganton. Das fiktive Bürgerkriegsland befindet sich auf dem Territorium der Bundeswehrkaserne Wildflecken in der Rhön. Zusammen mit Mitarbeitern der Hilfsorganisation World Vision werde ich hier auf Einsätze in Kriegs- und Krisengebieten vorbereitet.

„Sie sind jetzt nicht mehr in Deutschland. Sie sind jetzt in Ganton. Hier ist es gefährlich, wir können nicht für ihre Sicherheit garantieren“, sagt der Soldat, kurz nachdem ich die Kaserne betreten habe. In Ganton terrorisieren skrupellose Warlords die Zivilbevölkerung, und auch Mitarbeiter der Vereinten Nationen, internationaler Hilfsorganisationen wie World Vision und Journalisten sind zur Zielscheibe geworden. Tausende sind auf der Flucht, eine Hungersnot droht. Das Szenario ist fiktiv, unrealistisch ist es nicht.

Mit mir absolvieren 22 Männer und 14 Frauen, die für World Vision unter anderem in Afghanistan, Somalia, im Ostkongo, im Südsudan und im Niger arbeiten, das Training. Sechs Trainer und ein Psychologe sollen uns unter anderem beibringen, wie wir in Krisengebieten arbeiten und Geiselnahmen überleben können.

„Es bringt mir nicht Spaß, euch zu quälen, aber ich muss euch ein gutes Stück aus der Komfortzone holen, um euch für eure gefährlichen Einsätze vorzubereiten“, sagt Trainingsleiter Scott Raesler. Der muskelbepackte Kanadier mit den



Training für den Ernstfall: Unser Mitarbeiter Philipp Hedemann absolvierte in einer bayerischen Bundeswehrkaserne ein Überlebenstraining für Entwicklungshelfer bei Auslandseinsätzen, nachgestellte Entführung inklusive. Foto: Patrik Böhmer/InfS FMZ

„Wenn Du mich noch einmal an guckst, steche ich Dir die Augen aus!“

AUSBILDER MIT MESSER IM FIKTIVEN BÜRGERKRIEGSLAND GANTON

den Daumen zusammen und stülpen uns wie bei Geiselnahmen schwarze Säcke über das Gesicht. Ich weiß, dass ich unter dem dunklen Stoff nicht ersticken werde, aber beim Einatmen legt das bald schweißnasse Tuch sich wie eine Totenmaske über mein Gesicht. Immer schneller schnappe ich nach Luft. Mit ausgestreckten, gefesselten Armen knie ich auf dem harten Beton. Wie ein ehrfürchtig Betender. Wäre dies keine Simulation, dann würde ich jetzt wahrscheinlich wirklich beten. Neben mir knien World Vision-Mitarbeiter,

kurzgeschorenen Haaren arbeitete als Soldat, Sicherheits-Offizier der Vereinten Nationen, Polizist und Inhaber einer eigenen Sicherheitsfirma unter anderem in Afghanistan, im Irak und im Kosovo. Ich glaube, es bringt ihm doch ein bisschen Spaß, uns zu quälen.

Denn als erstes schnüren er und seine Männer uns mit Kabelbin-

den, die tatsächlich schon einmal entführt wurden. Später werden sie mir von ihren Flashbacks berichten. Nie zuvor hat es so viele Anschläge auf Entwicklungshelfer gegeben wie im Jahr 2012. Die meisten tödlichen Zwischenfälle gab es in Afghanistan, Pakistan, im Südsudan, in Somalia und Syrien. Und der Trend setzt sich fort. So wurden Anfang August im Südsudan sechs humanitäre Helfer getötet, die UN zogen daraufhin einen Teil ihres Personals ab.

Die Zahl der Entführungen von Entwicklungshelfern hat sich nach Angaben der internationalen Forschungsgruppe „Humanitarian Outcomes“ in den letzten zehn Jahren vervierfacht. Rund 80 Prozent der Opfer überleben die Entführungen, viele von ihnen werden bereits nach wenigen Tagen freigelassen, doch zwei spanische „Ärzte ohne Grenzen“-Mitarbeiterinnen, die 2011 an der kenianisch-somalischen Grenze gekidnappt wurden, kamen erst nach 644 Tagen Geiselnhaft frei.

„Seitdem manche bewaffnete Konfliktparteien die Mitarbeiter von Hilfsorganisation als legitime Ziele sehen, ist die Arbeit in Kriegs- und Krisenregionen schwieriger geworden. Vor allem Organisationen, die mit dem Westen und den USA in Verbindung gebracht wer-

den, sind gefährdet“, sagt Trainingsleiter Scott Raesler. Seit dem US-Einmarsch im Irak vor 23 Jahren habe sich die Zahl der Anschläge drastisch erhöht. „Lange galt der gute Ruf und die gemeinnützige Arbeit quasi als Lebensversicherung für die Mitarbeiter. Doch mittlerweile haben World Vision und andere erkannt, dass dies heute nicht mehr ausreicht und investieren deshalb in Sicherheitstrainings“, sagt Raesler.

Rund 1400 Euro pro Person kostet der von 60 Bundeswehrsoldaten unterstützte Kurs. Der Aufwand ist groß, doch er lohnt sich, meint Psychologe Don Bosch. „Extremer Stress und Panik erschweren es, vernünftige Entscheidungen zu treffen. Deshalb versuchen wir, den Teilnehmern beizubringen, auch in Gefahr die richtigen Entscheidungen zu treffen. Das kann man nicht aus dem Lehrbuch, sondern nur durch die Simulation von Gefahr lernen“, sagt der Amerikaner.

Um die Entwicklungshelfer und mich unter Stress zu setzen, werden wir mit Übungshandgranaten beworfen, bei Lebensmittelverteilungen aus Pistolen, Kalaschnikows und Maschinengewehren

mit Platzpatronen beschossen, geraten mehrfach in Minenfelder, Hinterhalte und Kreuzfeuer, werden von aufgebracht Einheimischen beinahe gelyncht, von Rebellen an illegalen Straßenblockaden ausgeraubt und von korrupten Grenzsoldaten erpresst. Wir lernen, uns unter Beschuss selbst einen Druckverband anzulegen, Techniken der Konfliktskala-tion und uns mit Kompass, Karte und Überlebensrucksack alleine durchzuschlagen. Zudem müssen vor allem die Frauen ständig mit sexuellen Übergriffen rechnen.

Ich bin kein Kriegsreporter, der

„Lange galt der gute Ruf und die gemeinnützige Arbeit quasi als Lebensversicherung für die Mitarbeiter.“

SCOTT RAESLER, TRAININGSLEITER

immer dort ist, wo es kracht, kein Frontschwein, das erst Betriebstemperatur erreicht, wenn Kugeln fliegen. Aber für Recherchen bin ich oft an Orten, an denen Anschläge verübt werden, an denen Journalisten und Mitarbeiter von Hilfsorganisationen entführt und

getötet wurden und die ich teilweise nur mit bewaffnetem Begleitschutz bereisen kann. Was ich im Training lerne, werde ich dort gut gebrauchen können.

Doch wenn ich nicht gerade auf Recherche bin, wohne ich am Prenzlauer Berg in Berlin. Hier besteht die größte Gefahr wohl darin, von einem Kinderwagen angefahren zu werden oder sich mit einem umgestoßenen Latte Macchiato zu verbrühen. In Berlin kontrolliere ich nicht, ob jemand eine Bombe an meinem Auto befestigt hat, bevor ich losfahre. Ich achte nicht darauf, ob Scharfschützen auf den Dächern positioniert sind oder ob mir ein potentieller Selbstmordattentäter zu nahe kommt. Doch die als Rebellen und Regierungssoldaten verkleideten Bundeswehrsoldaten sorgen dafür, dass Ganton schnell Realität wird und die heile Welt des Prenzlauer Bergs in Vergessenheit gerät.

Bis an die persönlichen Grenzen

Mit verbundenen Augen knien die Entwicklungshelfer und ich in einem feuchten Keller und müssen immer wieder die absurden Regeln der sadistischen Geiselnahme brüllen. Nach spätestens einer Stunde sind die Stimmen heiser und gebrochen. Mittlerweile fällt es mir leichter, meine Mitgefangenen am Gestank ihres Angstschweißes als an ihren Stimmen auseinanderzuhalten.

Wenn wir nicht brüllen, müssen wir Liegestütze und Sit-Ups machen. Bis zur Erschöpfung. Als meine verkrampften Muskeln zucken, brüllt einer der Geiselnahme: „Hör sofort auf, zu zittern!“ Die Ausbilder hatten uns zu Beginn des Trainings gesagt, dass sie uns an unsere eigenen Grenzen führen würden. Psychisch und physisch. Aber woher wollen sie wissen, wann diese Grenze überschritten ist?

Im Theorie-Teil hatten wir gelernt, im Falle einer Gruppeneiselnahme „den grauen Mann“ zu spielen. Nicht der Schwächste, nicht der Stärkste, nicht der Hysterischste, nicht der Coolste. Bloß nicht auffallen, denn „graue Männer“ haben bei Entführungen die besten Überlebenschancen. Allerdings ist es nicht ganz einfach, „grauer Mann“ zu spielen, wenn alle die gleiche Strategie verfolgen.

Während die Geiselnahme uns anbrüllen, quälen, Folter androhen, ins Gesicht rülpfen und direkt neben uns fröhlich pfeifend pinkeln, muss ich immer wieder an meinen Freund und Kollegen denken. Zehn Monate war der erfahrene Kriegsreporter in Syrien in der Gewalt von Entführern. Meine „Geiselnahme“ endet nach wenigen Stunden. Ich hoffe, es bleibt meine einzige.

„Arbeit ist gefährlicher geworden“

Steffen Horstmeier von World Vision kümmert sich um syrische Flüchtlinge

Dolo Ado. Steffen Horstmeier ist Landesdirektor für World Vision in Jordanien. Der verheiratete Vater eines einjährigen Sohnes kümmert sich momentan vor allem um die Versorgung syrischer Flüchtlinge, die vor dem Krieg in ihrer Heimat ins Nachbarland geflohen sind.

Herr Horstmeier, ist die Arbeit als Entwicklungshelfer gefährlicher geworden?

Horstmeier: Ja, auf jeden Fall. Früher hatten Entwicklungshelfer einen fast mystischen Ruf. Man dachte, dass einem kaum etwas passieren könne, weil man in Gemeinschaft mit der notleidenden Bevölkerung lebte. Doch das hat sich geändert. In Konfliktregionen konnte man zwar schon immer ins Kreuzfeuer geraten. Zudem konnten Helfer den Zorn der Bevölkerung auf sich ziehen, wenn es einfach nicht genug zu verteilen gab. Relativ neu und sehr besorgniserregend hingegen ist, dass Entwicklungshelfer immer häufiger selbst zum Angriffsziel werden. Diesen Trend beobachten wir nicht nur in Konfliktregionen, sondern zunehmend auch nach Naturkatastrophen in Ländern, die bislang als relativ sicher galten.

Woran liegt das?

Horstmeier: Manche bewaffneten Akteure unterstellen vor allem westlichen Hilfsorganisationen, dass sie mit ihrer humanitären Hilfe eine versteckte politische oder religiöse Agenda verfolgen. Zudem sehen sie teilweise ihren Rückhalt in der Bevölkerung gefährdet, wenn die Notleidenden von Hilfsorganisationen versorgt werden. Deshalb versuchen Militärs bisweilen, die Arbeit der Helfer zu erschweren oder sie selbst zu übernehmen.

Wie reagieren die Hilfsorganisationen auf die neue Bedrohung?

Horstmeier: Wir können nur begrenzt gegensteuern. Als humanitäre Helfer werden wir uns natürlich nicht bewaffnen. Durch gute, politisch neutrale Arbeit versuchen wir, in Krisenregionen das Vertrauen aller Konfliktparteien zu gewinnen und zu halten. Werden die Risiken für unsere Mitarbeiter jedoch zu groß, bleibt uns in Ausnahmefällen allerdings nichts anderes übrig, als Programme auszusetzen oder sogar abbrechen. Die Leidtragenden der zunehmenden Bedrohung sind also vor allem diejenigen, die dringend auf Hilfe angewiesen sind.

Ist der Schutz durch das Militär eine Lösung?

Horstmeier: Nur sehr bedingt. Die halbwegs sichere Arbeit in Kriegs- und Krisenregionen ist nur möglich, wenn man als neutraler Akteur wahrgenommen wird. Wir können uns nicht von militärischen Einheiten beschützen lassen, die selbst in die Auseinandersetzung involviert sind, sonst würden wir selbst zum Teil des Konfliktes. Langfristig würde das unsere eigene Sicherheit noch mehr gefährden. Ob bewaffneter Begleitschutz möglich und sinnvoll ist, muss deshalb im Einzelfall entschieden und immer wieder überprüft werden.

Haben die Hilfsorganisationen Probleme, qualifiziertes Personal zu finden, weil der Job immer gefährlicher wird?

Horstmeier: Bislang haben wir keine Nachwuchssorgen. Es ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis, Notleidenden zu helfen. Viele Menschen sind bereit, dafür hohe persönliche Risiken einzugehen. In Katastrophenfällen vergessen unsere Mitarbeiter manchmal sogar das Essen und Trinken. Als verantwortungsvoller Arbeitgeber ist es dann unsere Pflicht, für das



Vor Ort: „Die Leidtragenden der zunehmenden Bedrohung sind vor allem diejenigen, die dringend auf Hilfe angewiesen sind“, sagt Steffen Horstmeier, hier im äthiopischen Flüchtlingslager Dolo Ado. Foto: World Vision

Wohlergehen unserer Leute zu sorgen.

Sie sind vor zwölf Jahren im heutigen Südsudan entführt worden. Was genau ist geschehen?

Horstmeier: Wir haben während des Bürgerkriegs ein Programm zur Versorgung unterernährter Babys und Kleinkinder durchgeführt. Nachts wurde unser Camp von Rebellen überfallen. Die Angreifer

waren sehr nervös, schossen wild um sich. Mein kenianischer Kollege wurde getroffen und starb. Ich bin verschleppt worden. Nachts sind wir marschiert, tagsüber haben wir uns versteckt. Wir hatten kein Wasser. In der zweiten Nacht wäre ich beinahe verdurstet. In der dritten Nacht sind meine Entführer von einer größeren Gruppe bewaffneter angegriffen worden. Dabei wurde ich befreit.

Haben Sie nach der Entführung darüber nachgedacht, sich einen sichereren Job zu suchen?

Horstmeier: Nicht wirklich. Ich habe später in Krisenregionen wie Afghanistan, Pakistan, Ostkongo und Gaza gearbeitet. Aber ich habe aus der Entführung gelernt, dass der Schutz des Lebens meiner Mitarbeiter immer Vorrang hat. Und ich trinke mehr Wasser als vor der Entführung. (phe)